

Felsenherz der Trapper

Selbsterlebtes aus den Indianergebieten
erzählt von
Kapitän William Käbler.



11. Band:

Das
Häuptlingsgrab am Juan-Fluß

Verlag moderner Lektüre G. m. b. H.
Berlin 26, Elisabethufer 44.

Nachdruck verboten. Alle Rechte einschließlich Verfilmungsrecht vorbehalten. Copyright by Verlag moderner Zellulose G. m. b. H., Berlin 26. — 1922.

Druck: B. Lehmann G. m. b. H., Berlin



1. Kapitel.

Tom Bid und die beiden Coyoten.

Durch die weiten Prärien, die sich nördlich der Guadalupe-Berge bis zu den Südausläufern der Zikarilla-Höhenzüge hinziehen, trabte an einem schwülen Sommerabend ein einzelner Reiter, der einen Falben ritt und so tief herabgebeugt im Sattel saß, daß man sofort vermuten mußte, er wolle eine bei der zunehmenden Dunkelheit nur noch undeutlich sichtbare Fährte nicht aus den Augen verlieren.

Der Reiter war mittelgroß, kräftig und hatte ein offenes, von einem dunkelblonden Barte unrahmtes, stark gebräuntes Gesicht. Seine Kleidung war einfach und praktisch: ein Jagdrock aus gegerbtem Hirschleder, darunter ein graublaues Wollhemd, Hosen aus sehr drebem Leinenstoff, lange Stiefel mit weichen Schäften und ein zerknitterter und verwitterter dunkler Filzhut von unbestimmter Farbe.

In dem breiten Ledergurt steckte außer Messer und kleinem Handbeil eine doppeläufige Pistole. Quer über

den Sattel aber hielt der Reiter eine sehr schwere, einläufige Büchse von jener Art, die unter dem Namen Kentuck-Büchsen berühmt waren.

Der Falbe war bereits recht abgetrieben. Sein Herr spornte ihn jedoch durch leise Zurufe immer wieder an. Als das Pferd aber mehrmals vorn einknickte, mochte der Reiter wohl einsehen, daß das brave Tier wirklich vollkommen erschöpft war, stieg ab und schritt zu Fuß weiter. Der Falbe folgte ihm ganz von selbst und rupfte nun hier und dort im Gehen ein paar Grasshalme ab.

Au einer Stelle, wo kahler Sand zu Tage trat, machte der Einsame halt, kniete nieder und prüfte die Fährte, die er nun seit fast anderthalb Wochen unermüdet stets aufs neue trotz aller Seniffe derjenigen, von denen sie herrührte, wiedergefunden hatte, mit größter Sorgfalt.

Es war die Spur zweier Reiter, deren Pferde Hufeisen trugen.

„Sinn — keine zehn Minuten ist die Fährte alt!“ murmelte der Mann jetzt. „Und die beiden Gänle sind noch abgehefter als mein Kalber! Schade, daß die Nacht mir wieder einen Strich durch die Rechnung macht! Sonst hätte ich die Burschen heute eingeholt, so wahr ich Tom Wit heiße!“

Er schritt dann mit langen, gleichmäßigen Schritten weiter, den Kopf und Oberleib vorgebeugt. Seine scharfen Augen konnten die Spur noch leidlich erkennen, und er wollte auf jeden Fall versuchen, den beiden Leuten nahe zu bleiben.

Nach einer Stunde aber zog ein Gewitter auf. Bald krüschelte ein starker Regen herab. Der Einsame fluchte

leise, schnallte vom Sattel einen lannaen Oelmantel ab, zog ihn über und bedeckte seinen Hals gleichfalls mit einem Stück Oeluch. Dann legte er sich unweit der Fährte in ein Gebüsch und wartete das Ende des Gewitters ab. —

Zur gleichen Stunde lagerten etwa eine Meile weiter nördlich am Ufer eines Baches, unter ein paar breitästigen Buchen, die von einem dichten Kranz von Büschen umgeben waren, zwei Weiße und ein schlanker Indianer mit edelgeschnittenem Gesicht, der in dem Haarschopf vier Adlersfedern und um den Hals eine dreifache Kette von weißgrauen Krallen des gefürchteten Graubären trug.

Der Indianer war Chofariga, der schwarze Panther, der berühmte Romanchenhäuptling. Dicht neben ihm an dem kleinen Feuer saß der blonde Trapper Felsenherz, der Freund und Halbbruder des Romanchen, in dessen Adern nicht rein indianisches Blut floß. Der dritte war ein Gambusino, ein Goldsucher, namens Sancho, ein kleiner, breitschultriger, schwarzbärtiger Mann, der von den Rothhäuten zumeist der Indsimenfrößer genannt wurde, weil er vor Jahren einen unerbittlichen Vernichtungskrieg gegen die Apachen, seine grimmigsten Feinde, geführt hatte.

Sancho erhob sich jetzt auf und erklärte, er wolle die erste Wache bis Mitternacht übernehmen, nahm seine Büchse und schlenderte durch die Büsche in die Prärie hinaus.

Kaum war er verschwunden, als der schwarze Panther leise zu dem blonden Trapper jagte:

„Mein Bruder Garry (Felsenherz hieß mit seinem richtigen Namen Garry Felsen) soll nun erfahren, daß

die Felspalte in dem Regen-Tale hinter dem Wasserfall doch eine Bonanza (Fundstelle reinen Goldes in Rieselhorm) enthielt. Aber der Gambusino hätte beim Anblick all der Schätze wohl den Verstand verloren!" —

Das, was der Häuptling hier soeben erwähnte, bezog sich auf das letzte Abenteuer der drei hier lagernden Männer. Felsenherz und Chofariga hatten nämlich den Gambusino nach den südlich von hier gelegenen Guadalupe-Bergen begleitet, um hier festzustellen, ob es mit einem Geheimniß, das eine Apachin einst dem Gambusino anvertraut hatte, wirklich etwas Besonderes auf sich habe. Nur Chofariga war dann mit Hilfe eines Laus in jene Felspalte, die hinter einem zwanzig Meter tief abstürzenden Wasserfall lag, hinabgeklettert und hatte für Sancho nur zehn Goldkiesel mitgenommen, um dessen Habgier nicht unnötig zu wecken. Dann hatten die drei Gefährten schleunigst vor den Apachen fliehen müssen, die ihnen dicht auf den Fersen waren. —

Felsenherz und der Häuptling ahnten nicht, daß bereits eine Viertelstunde lang in den Büschen hinter ihnen ein Mann lag, der sich vom Bache her so behutsam in das Gesträuch geschoben hatte, daß er dabei auch nicht das geringste Geräusch verursachte.

Jetzt trat dieser Mann mit derselben Gewandtheit den Rückweg an, begünstigt durch die ersten Windstöße des nahenden Gewitters, unter deren Wucht die Buchenkronen und die Büsche rauschend hin und her geworfen wurden und so viel Lärm verursachten, daß der heimliche Lauscher sich nicht einmal allzusehr in acht zu nehmen brauchte, nachdem er erst aus der Nähe der beiden am Feuer sitzenden Brädeläuser sich etwas entfernt hatte.

Der Mann schlug, stets am Bachufer im hohen Grase entlangkriechend, östliche Richtung ein, bis er an einen steinigen Hügel gelangte, wo einige Eichen wuchsen.

Hier traf er mit seinem Gefährten zusammen, der, die gespannte Büchse im Arm, neben zwei gesattelten Pferden stand.

Diese beiden Männer, die jetzt eifrig miteinander flüsterten, machten keinen sehr vertrauensweckenden Eindruck.

Nein — wäre es noch heller Tag gewesen, so hätte ihnen wohl jeder auf den ersten Blick die Desperados, die Wegelagerer und Strauchdiebe, angesehen.

Beide waren groß und kräftig, hatten schwarze Härte, starke Hakennasen und listige, lebhafte, schwarze Augen. Die Ähnlichkeit zwischen ihnen war unverkennbar. Ihre Jagdanzüge aus derbem Stoff, ebenso die Stiefel und die Filzhüte waren zerrissen und beschmutzt. Ihre Waffen dagegen, Doppelbüchsen und je zwei Pistolen, bewiesen, daß sie stets sorgfältig gesäubert wurden.

„Will,“ meinte der eine, jetzt, der unter dem linken Auge eine breite, blutrote Narbe hatte, „was Du da erlauscht hast, ist fraglos verzeufelt wertvoll. Aber — was nützt es uns?! Wir haben ja keine Ahnung, wo jenes Regen-Tal liegt!“

„Stimmt, Will!“ nickte der andere. „Du vergißt aber, daß Sando, der Indsmenfresser, Bescheid weiß. Und den werden wir beide schon einwickeln!“ —

Der Gambusino nahm es mit seiner Pflicht als Wache sehr ernst. Unaufhörlich umkreiste er die Büsche. Das Gewitter traf hier zum Glück nicht. Nun ein paar Minuten fiel ein leichter Regen.

Sando war soeben über den Bach hinübergewatet.

um auch dort einmal nach irgend etwas Verdächtigem Ausschau zu halten. Der kleine, stiernackige Gambujino war ja kein Neuling hier im wilden Westen. Ihn socht es nicht weiter an, daß er hier so allein in der dunklen, noch immer schwülen Nacht den Schlaf seiner beiden Gefährten beschützen mußte und daß jeden Augenblick irgendwo eine Rothhaut austauchen konnte, denn gerade diese Prärien lagen nur zwei Tagesritte von den Dörfern der Mescalero-Indianer, eines Unterstammes dieser großen Indianernation, entfernt.

Und doch: so aufmerksam wie sonst war er heute nicht! Nein — die zehn Goldkiesel, die er da in der Satteltasche seines Pferdes verwahrt hatte, kamen ihm nicht aus dem Sinn. Erst hatte er nur mit stiller Freude ausgerechnet, wieviel Bargeld er dafür erhalten würde und was er sich dafür kaufen könnte — zum Beispiel unten an der mexikanischen Grenze einen hübschen Rancho (kleinere Vieh- und Ackerfarm). Dann würde er als friedlicher Ranchero seine Tage beschließen. Oh — das müßte sehr schön sein! Und fraglos würde er es bei seiner Arbeitsfreudigkeit auch zu Wohlstand bringen!

Das waren seine Gedanken, die er mit allen Einzelheiten ausspann. Bald aber dachte er an anderes — daß es doch eigentlich sehr merkwürdig sei, daß dort in der Felspalte im Regen-Tale gerade nur zehn Goldkiesel gelegen haben sollten!

Son — an den Worten des Romanchen war ja nicht zu zweifeln! Und doch — sonderbar blieb es, daß es gerade nur zehn Goldkiesel gewesen!

Sandho war jetzt unwillkürlich stehen geblieben.

Das Mißtrauen regte sich immer stärker in ihm.

Wenn es dort im Regentale nun doch eine Bonanza

gab und wenn Chofariga ihm dies nur aus jenem allen Nothäuten eigentümlichen Bestreben verschwiegen hatte, den Blatzgesichtern die Schätze der von Indianern von jeher bewohnten Gebiete vorzuenthalten?! —

Hinter dem Gambusino richtete sich jetzt lautlos eine Gestalt auf.

„u Abend, Kamerad,“ sagte Bill leise.

Und Sancho fuhr blitzschnell herum, riß das Messer aus der Scheide.

„Laßt den Knief nur stecken, Sancho!“ meinte Bill gemüthlich. „Wir, mein Bruder und ich, dürften Euch dem Namen nach bekannt sein. Man nennt uns „die beiden Coyoten“, weil wir schlau, schnell und unternehmungslustig wie die stets hungrigen Präriefüchse sind. — Es gibt ja Leute, die behaupten, wir wären auch freche Pferdediebe. Na — es wird viel in den Ansiedlungen geredet. Jedenfalls, Sancho: ich wollte Euch nur jagen, daß der rote Schlingel, der Chofariga, Euch belogen hat. Ich war da vorhin, als Ihr drei noch am Feuer saßet, hinter Euch in die Büsche geschlichen. Kaum hatten Ihr dann Eure Wache begonnen, als der Häuptling dem blonden Deutschen, der sich so verdammt viel auf seinen Namen Felsenherz einbildet, höhnisch zuflüsterte, daß er doch im Regen-Tale eine Bonanza gefunden habe und daß er sie mit Felsenherz später in aller Stille ausräumen wolle —“

„Ah — also doch!“ stieß der Gambusino hervor, der ja nicht ahnen konnte, daß Bill das, was er erlauscht hatte, hier ganz entstellte wiedergab. „Also doch! Vermutet hab' ich's schon!“ fügte er erregt hinzu. „Skaramba — diese Gemeinheit hätte ich dem Romanchen

nicht zugetraut. Aber man sieht: Rothaut bleibt Rothaut! Alle sind sie falsch und hinterlistig!"

"Stimmt, Sancho! Und wer wie dieser Felsenherz so eng befreundet mit einem roten Schuft ist, dürfte keinen Deut besser sein! — Wie wär's, Mann, wenn wir drei den beiden Galunken zuvorkämen?! — Ihr braucht ja nur leise Euer Pferd zu holen, und dann reiten wir sofort von dannen! Daß wir's ehrlich mit Euch meinen, erkennt Ihr ja schon daraus, daß Will und ich genau so gut allein nach dem Regen-Tale hätten eilen können, ohne Euch mitzunehmen."

Der Gambusino sah dies ein. Freilich: daß Will ihm nur deshalb das vorhin Erlauschte mitgeteilt hatte, um sich durch ihn in jenes Goldtal führen zu lassen, dessen Lage den beiden Cohoten ganz unbekannt war, — auf diese Vermutung kam der als Westmann wohl recht erfahrene, aber im übrigen geistig etwas schwerfällige Gambusino nicht. —

So geschah es denn, daß Sancho tatsächlich kaum eine Viertelstunde später seinen Fuchs leise aus den Büschen holte und mit einem wütenden Blick von den beiden Schläfern stummen Abschied nahm.

Sein Pferd am Bügel schritt er rasch am Bache hin auf die Eichen zu, wo die beiden Brüder ihn schon ungeduldig erwarteten.

"So," meinte Will, "dann also vorwärts, Sancho!"

Und der ahnungslose Goldsucher erwiderte harmlos:

"Wir tun gut, im Bogen nach den Guadalupe-Bergen zurückzukehren, da der große Bär, der Oberhäuptling der Apachen, uns auf den Fersen war. Biegen wir nach Osten aus. Dann kommen wir bei Tagesanbruch an den Becos-Fluß, wo wir unsere Fährte selbst für Felsenherz

und des schwarzen Panthers scharfe Augen völlig verwischen können, wenn wir auf einem Baumfloß stromabwärts fahren und vorsichtig nachher an Land gehen."

Bill und Will lächelten befriedigt. Nun wußten sie ja: in den Guadalupe-Bergen lag das Goldtal.

Die drei neuen Verbündeten trabten nach Südwest in die dunkle Prärie hinein.

2. Kapitel.

Umzingelt.

Dies ereignete sich etwa eine halbe Stunde vor Mitternacht.

Felsenherz und der Romanche schliefen, in ihre Decken gehüllt, neben dem längst erloschenen Feuer, schliefen fest und in dem beruhigenden Bewußtsein, durch Sancho gegen jeden gefährlichen Zwischenfall geschützt zu sein. —

Der große Bär, der Oberhäuptling der Apachen-nation, dem die beiden berühmten Westmänner zwei Tage vorher am Pecos einige Krieger erschossen hatten, da sie sonst ihren alten Feinden, den Apachen, in die Hände gefallen wären, — dieser riesige, wirklich bärenstarke Oberhäuptling hatte nach der Flucht der beiden Welken und Chotariqas aus den Guadalupe-Bergen die

Verfolgung sofort mit allem Eifer aufgenommen. Nachdem durch die besten Fährtenjucher seiner etwa zweihundert Mann starken Abtheilung festgestellt worden war, daß die drei sich nach Norden zu in die Prärien gewandt hatten, ließ er die Hälfte seiner Krieger zu je zweien in einer meilenbreiten Linie vorausreiten, um so aufs schnellste festzustellen, ob und wo die Flüchtlinge von der bisherigen Richtung abgebogen waren. Er selbst mit dem Reste der Apachen blieb auf der recht schwer erkennbaren und oft ganz verschwindenden Spur der drei Reiter, die ja jede List, durch die man den Gegner irreführen kann, hier angewandt und so den Verfolgern ein sehr langsames Marschtempo aufgezwungen hatten.

Nur infolge dieser großzügigen Anordnungen des Apachenhäuptlings wurde der Lagerplatz der drei an dem Präriebache schon bei anbrechender Dunkelheit und kaum eine halbe Stunde nach dem Eintreffen der Flüchtlinge an dem kleinen Gewässer durch einige der Apachenkundschafter entdeckt, die, durch den Feuerschein angelockt, sich nur so weit herangewagt hatten, um mit Gewißheit feststellen zu können, daß wirklich die Gesuchten hier lagerten.

Die Kundschafter kehrten dann auf dem kürzesten Wege zur Hauptabtheilung zurück, und drei Stunden später waren die Büsche am Präriebach bereits von den Apachen umzingelt.

Dies geschah, als Sancho und die beiden Koyoten kaum erst zehn Minuten unterwegs waren. —

Inzwischen hatte aber auch jener Tom Pick, dessen Bekanntschaft wir zu Anfang unserer Erzählung gemacht haben, nach Aufhören des Gewitterregens dort

weiter südöstlich sein Pferd wieder bestiegen und wollte auf gut Glück weiterreiten, indem er hoffte, die beiden Männer, hinter denen er her war, würden wohl irgendwo nach Norden zu halt gemacht und ein Feuer angezündet haben, dessen Schein er möglicherweise mit Hilfe des Fernrohrs, das er in der Satteltasche mit sich führte, entdecken könnte. Gewiß, — es war dies ein sehr unsicherer Versuch, die durch den Regenguß nun völlig verwischte Fährte der beiden nicht weiter zu beachten, sondern sich mehr auf einen glücklichen Zufall zu verlassen.

Der Reiter hielt dann auf jedem Hügel, von dem aus er einen guten Rundblick hatte, an und musterte mit dem Fernrohr jeden Busch, jede Baumgruppe, die sich als schwärzere Flecke im grauen, einfarbigen Bilde der nächtlichen Steppe hervorhoben.

Als er so abermals eine Stuppe erreicht hatte, als er abermals sein Fernrohr einstellte und die jetzt etwas lichtere Prärie, über der ein nur noch schwach bewölkter Himmel sich ausspannte, sorgfältig absuchte, gewahrte er acht Reiter, die in einer Linie nach Nordost dahirritten, wobei sie den Abstand voneinander immer mehr vergrößerten.

„Hm — ich will einen lebenden Laibfrosch verschlingen, wenn das nicht Apachen sind!“ murmelte Tom Bick „Natürlich haben die roten Spitzbuben hier etwas Besonderes vor. Es wäre ein feiner Spaß, wenn sie's etwa auf meine beiden Freunde Bill und Will abgesehen hätten!“

Er beobachtete die Rothhäute weiter, folgte ihnen dann vorsichtig und bemerkte so, daß von links her noch

mehr Apachen erschienen, die jetzt eine Gebüschgruppe an einem kleinen Bache einkreisten.

Gerade jetzt lichtete sich das Gewölk am Himmel immer mehr, und die volle Mondscheibe sandte ihr mattes Silberlicht friedlich auf die nächtliche Erde hinab.

Diese ziemlich unvermittelte Helle, die auch das Gesicht des schlafenden Romanchenhäuptlings traf, genügt für die feinen Sinnesorgane des Sohnes der Wildnis, ihm den Schlummer von den Lidern zu verschenden.

Er erwachte und war auch im Moment vollkommen munter.

Dem Stande des Mondes nach mußte es, wie der schwarze Panther sich sagte, etwa Mitternacht sein.

Es war also Zeit, den Gambusino als Wache abzulösen.

Leise erhob Chokariga sich, so leise, daß nicht einmal Felsenherz erwachte.

Er nahm seine Büchse auf und glitt genau so lautlos durch die Büsche, blieb jedoch noch innerhalb des Gezäus stehen und warf einen prüfenden Blick über die jetzt mondbeschienene Prärie.

Umsonst schaute er jedoch nach dem Goldsucher aus.

Und dann —: dort, kaum hundert Meter nach Süden zu ging jetzt ein kleines Rudel Hirsche flüchtig davon, kam gerade auf den Bach zu.

Das nimmermüde Mißtrauen des Romanchen argwöhnte sofort, die Hirsche könnten durch irgend jemand aufgeschreckt worden sein.

Er beobachtete die Tiere weiter. Sie kamen kaum fünfzig Schritt entfernt an den Büschen vorüber, stuheten jedoch kurz vor dem Bache, warfen sich herum und jagten in noch wilderer Eile jetzt nach Westen, hasteten

ganz dicht an ihm vorbei und — prallten wiederum ohne sichtbaren Grund zurück.

Cholarigas stolzen Mund umspielte jetzt ein schwaches Lächeln. Er schlüpfte zurück zu dem erloschenen Feuer, legte Felsenherz die Hand leicht auf die Achsel.

Der Trapper richtete sich sofort auf; fragte:

„Was gibt's, Cholariga?“

„Mein Bruder möge mir folgen. Die stinkenden Kröten der Apachen haben einen Ring um uns geschlossen. Dreimal sah Cholariga die Hirsche in anderer Richtung davoneilen.“

Felsenherz hatte schon seine Büchse in der Hand. „Wie gedenkt der schwarze Panther den Apachen zu entgehen?“ meinte er. „Offenbar ist es doch der große Vär mit seiner Abtheilung. Dann haben wir einige zweihundert Krieger gegen uns. Durchbrechen können wir nicht! Wir würden abgeschossen werden. Sancho scheint von den Apachen schon überwältigt worden zu sein. Vielleicht stecken ein paar von ihnen schon ganz nahe in den Büschen.“

„Suchen wir!“ erklärte der Häuptling kurz.

In wenigen Minuten hatten sie festgestellt, daß die Büsche leer waren.

Der Trapper flüsterte nun eindringlich auf den Kommanden ein. „Besser, wir opfern unsere Decken, meinen Hut und Deinen Federschmuck, als daß wir uns der Gefahr aussetzen, durch die Kugeln der Apachen unsere Pferde oder gar unser Leben zu verlieren,“ meinte er zum Schluß.

Der Häuptling war mit Felsenherz' Plan sofort einverstanden. —

Der große Bär sowie acht seiner im Anschleichen geübtesten Krieger schoben sich jetzt wie die Schlangen durch das hohe Präriegras der Buschgruppe zu, drangen dann mit äußerster Behutsamkeit in die Büsche ein und gewahrten nun dort links im Schatten eines von wildem Hopfen völlig überzogenen Dornengestrüpps zwei Gestalten, die, in Decken gehüllt, regungslos am Boden lagen. Weiter rechts, mehr nach dem Bache zu, standen der Braune und der Nappe der beiden Schläfer, die nur Chokariga und Felsenherz sein konnten, da der Trapper sich seinen Filzhut über das Gesicht gedeckt hatte und unter dem Filzhut noch ein Stück des rotseidenen Halstuches, das Felsenherz stets trug, hervorkam, während bei der anderen ruhenden Gestalt über die Wolldecke die Adlerfedern des Komanchen hinausragten.

Der große Bär vermißte hier zwar den Gambusino, sagte sich aber, dieser könnte sich bereits von den beiden getrennt haben.

Auf seinen Wink hin mußte jetzt einer seiner Krieger die draußen um die Büsche Postierten herbeiholen.

Ueber des Oberhäuptlings grimmes; rachgieriges Gesicht lief ein triumphierendes Aufleuchten hin.

Diesmal sollten ihm die beiden nicht entgehen! Diesmal würde er sie durch einen Zuruf wecken, und dann würden sie nicht einmal mehr Zeit finden, nach ihren Waffen zu greifen! —

Die Krieger wanden sich durch das Gesträuch, bildeten jetzt einen engen Ring um die Schläfer.

Der große Bär wunderte sich, daß sich die beiden Pferde dort so ruhig verhielten. Aber — die Tiere mochten vielleicht zu abgetrieben und ermattet sein. Deshalb verrathen sie die Nähe der Feinde nicht wie sonst

durch Schnauben und Stampfen. — So fand der Oberhäuptling auch hierfür eine Erklärung.

Die Pferde wurden absichtlich nicht mit eingeschlossen. Sie hätten nur hinderlich sein können.

Jetzt trat der große Bär vollends auf die Lichtung hinaus; jetzt gab er den Seinen ein Zeichen.

Dreißig Flinten und fast ebenso viele Pfeile richteten sich auf die im Mondschatten liegende Stelle, wo die beiden Westmänner ruhten.

Dann des Oberhäuptlings gellender Ruf:

„Die Krieger der Apachen sind da!“

Gleichzeitig riß er den Tomahawk aus dem Gürtel, wollte sich auf den Komanchen stürzen.

Doch — die Schläfer rührten sich nicht.

Aber — etwas anderes geschah: die beiden Pferde waren in den Sträuchern nach dem Bache zu verwickelt.

Jetzt hörte man sie plätschernd den Bach durchschreiten; jetzt hatte auch der große Bär mit einem Satz die Decke von der Gestalt des Komanchen gerissen.

Nichts als ein kunstgerecht geformter Mooshaufen lag darunter!

Der Oberhäuptling stieß ein geradezu tierisches Wutgebrüll aus.

Und dann — dann auch von jenseits des Baches Geschrei, ein paar Schüsse.

Dort hatten noch ein paar Apachen den Durchbruch der Eingekreisten für alle Fälle verhindern sollen; dort waren Felsenherz und Cholariga so überraschend hoch zu Ross erschienen, daß die ihnen zugedachten Kugeln sämtlich fehlgingen.

Der große Bär war schon über den Bach gestürmt.

lah dort in der Ferne die beiden Jäger im Galopp nach Norden davonsprengen! —

Die Pferde der Apachen standen weit zurück in einem Tale. Bevor sie geholt wurden, waren die Flüchtlinge längst außer Sicht.

Aber der große Bär wollte sie fangen — wollte sie um jeden Preis in seine Gewalt bringen.

Die ganze Apachenabteilung zerstreute sich wieder zur langen Linie. Die Indianermustangs waren ausgeruht, während die Tiere der beiden Westmänner, wie der Oberhäuptling sehr wohl wußte, seit drei Tagen fast ununterbrochen in Bewegung gewesen. So hoffte er denn, sie würden ihm nicht entkommen, obwohl sie einen Vorsprung von etwa einer Viertelstunde hatten.

Ihre Fährte zog sich als im Mondlicht erkennbarer Strich durch das Sträuchergras.

Der große Bär und sechs Apachen jagten auf dieser Spur dahin. Sehr bald jedoch tauchte vor ihnen ein dunkler Streifen auf: ein Wald!

Hier unter den Bäumen mußten die Apachen halt machen, mußten erst trockenes Reisig zu Fackeln suchen und anzünden. Denn hier war es unmöglich, ohne künstliche Beleuchtung eine Fährte zu unterscheiden.

Eine volle Stunde verloren die Verfolger hier, bevor sie festgestellt hatten, daß Felsenherz und der schwarze Panther nach Osten zu am jenseitigen Waldrand entlanggeritten waren.

In dieser Stunde waren die beiden Westmänner längst über die weit auseinander gezogene Linie der übrigen Apachen hinausgelangt, waren wieder nach Südwest eingeschwenkt und trabten an demselben Bache hin, an dem sie vorher gelagert hatten.

„Es müßte merkwürdig sein, wenn wir dort in den Büschen nicht meines Bruders Adlerfedern, meinen Hut und unsere Decken noch vorfinden sollten,“ sagte der blonde Trapper jetzt, als sie sich der Stelle des mißglückten Ueberfalles näherten. „Die Apachen werden sich keine Zeit gelassen haben, die Sachen aufzuheben. — Wo nur Sancho geblieben sein mag? Ich begreife nicht recht, daß ein so kundiger Gambusino wie er die Notizen hat so nahe herankommen lassen, daß sie ihn lautlos stumm machen konnten —“

Chotariga zügelte plötzlich seinen Kappen.

„Dort steht ein Mann, ein Bläßgesicht, vor den Büschen und winkt!“ rief er leise.

„Ah — das ist ein Fremder! Das ist Sancho nicht! — Warten wir. Der Mann nähert sich uns, führt seinen Falben am Bügel —“

„Halt, Master!“ sagte der blonde Trapper dann, als der Fremde noch dreißig Schritt entfernt war. „Wer seid Ihr? Die Prärien sind oft der Schluswinkel für weiße Verbrecher, die aus den Ansiedlungen fliehen mußten.“

„Da habt Ihr den Nagel sozusagen auf den Kopf getroffen!“ erwiderte Tom Pick, denn er war dieser Fremde. „Hinter zwei solchen Gaunern bin ich seit Wochen wie ein zäher Schweißhund drein. Mein Name ist Tom Pick, damit Ihr's wißt, und Ihr beide seid ohne Zweifel Felsenherz, der Trapper, und der berühmte Häuptling der Romanchen! Habe genug über Euch gehört. Und — ich habe gute Augen im Kopf. Bin nämlich drüben jenseits des Missouri in der Stadt Trenton als Polizeimeister angestellt. War selbst früher Kalkensteller und kenne mich in der Wildnis aus. Jetzt möchte

ich mit den Brüdern Bill und Will Samter, stets die beiden Konoten genannt, hier ein ernstes Wörtchen reden. Sind üble Burschen, die beiden, haben in Trenton einen Postbeamten ermordet und gegen 80 000 Dollar geraubt."

Felsenherz und der Romanche ritten nun auf Tom Pic zu, reichten ihm die Hand und ließen sich erzählen, was er in dieser Nacht hier erlebt hatte.

"Oh — die Hauptsache ist, daß ich vorhin die Fährte der beiden Konoten dort bei jenen Eichen wiedergefunden habe," meinte Tom Pic gutgelaunt. "Die zweite Hauptsache sind hier Eure Adlerfedern, Häuptling, und Master Felsenherz' Hut und die Wolldecken! Da — bitte! Ich hob sie dort in den Büschen auf, nachdem die ganze Apachenbande wie toll hinter Euch drein gejagt war."

Der blonde Drapper schaute den stattlichen Polizeimeister von Trenton nachdenklich an, nachdem er mit Dank seinen Hut und seine Decke entgegengenommen hatte.

"Master Pic," fragte er darauf, "habt Ihr drüben bei den Eichen noch die Spur eines dritten Reiters bemerkt?"

"Ja, das stimmt! Die beiden Samters müssen sich hier mit einem Manne zusammengelan haben, der einen Fuchs ritt. Ich fand an einem Dornenstrauch bei den Eichen drei Schwanzhaare eines Fuchses, der hinten den Drehtritt hat."

"Das ist Sandos Pferd!" rief Felsenherz: "Chokaviga, das Verschwinden des Pferdes des Gambusino von unserem Lagerplatz hat mich gleich so etwas mißtrauisch

gemacht. Nun wissen wir Bescheid: er hat uns verlassen!"

"Der Goldsucher wird die Bonanza besuchen," jagte der schwarze Panther ernst. "Er mag ahnen, daß ich ihm die Wahrheit vorenthielt!"

Felsenherz klärte Tom Pic jetzt kurz über die Bonanza auf. "Wir müssen nun schleunigst den dreien folgen," fügte er hinzu. "Sancho ist ein Narr, daß er den Brüdern Samter mehr Vertrauen schenkt als uns."

"Sie werden ihn ermorden, wenn sie erst das Geld sicher haben!" meinte der Polizeimeister nicht minder erregt. "Da — nach den Guadalupe-Bergen also! Retten wir diesen Leichtgläubigen vor den Verbrechern!"

Gleich darauf sprengten die drei nach Süden davon, indem sie sich auf der breiten Fährte der Apachen hielten, die ja ebenfalls von Süden her gekommen waren.

Auf diese Weise erreichten sie, daß ihre Spuren nicht schwer in der Menge der Mustangfährten zu erkennen waren.

3. Kapitel.

Zwei Verräter.

Mit donnerndem Geräusch stürzte ein breiter Bach, nachdem er eine kleine Hochebene in den nördlichen Guadalupe-Bergen überquert hatte, eine wohl zwanzig Meter hohe Talwand hinab, zerstäubte auf dem Felsboden unten zu feinsten Wassertropfen, bildete einen neuen Bach, der dieses von einem dauernden Sprühregen angefüllte Tal entlangschloß und dann in einen Nebenfluß des Pecos mündete.

Diese Steilwand war nach innen gewölbt, so daß der Wasserfall sie nicht berührte. Zwischen ihr und dem breiten, abwärts-schießenden, blinkenden Streifen des Falles befand sich vielmehr in halber Höhe des Abhangs ein freier Raum von gut fünf Meter Breite.

Gerade hier hinter dem Vorhang des Wasserfalles zog sich in den dunklen Felsen eine sehr bald zu einer Höhle sich erweiternde Spalte hinein, die man nur mit Hilfe eines langen Laus oder Lasso, das in Schwingungen verjezt werden mußte, erreichen konnte.

Am Nachmittag des folgenden Tages waren die Brüder Samter und der Gambusino nach mehreren mißglückten Versuchen endlich mit Hilfe ihrer Lasso einer nach dem andern in die Felspalte hinabgelangt.

Zuerst war Sancho hinabgeklettert, hatte den Lasso zum Bendeln gebracht und sich dann in den finsternen Schlund hineingearbeitet.

Als er hier auf ebenem Boden stand, zündete er die harzigen Kiefernäste an, die er sich als Fackeln auf dem Rücken festgebunden hatte.

Die Nester flammten auf, und bei dieser unsicheren Beleuchtung schritt der Gambusino jezt, fast zitternd vor Ungeduld und Spannung, immer tiefer in die Höhle hinein, bis er vor sich ein feines Rauschen vernahm, das infolge des bis hierher dringenden Lärmes des Wasserfalles nur recht schwach klang.

Dann enthüllte ihm der zuckende Schein der qualmenden Fackeln ein seltsames Naturschauspiel: durch die Deckenwölbung der etwa vier Meter hohen Höhle kam ein dicker Wasserstrahl wie aus dem Strahlrohr einer Spritze schräg heraus und traf den nach der einen Seite etwas geneigten Felsboden dieser Wundergrotte.

Und dieser Wasserstrahl hatte hier nun in vielleicht tausendjähriger Arbeit das Gestein zermürbt und eine breite Rinne ausgewaschen, hatte aber auch eine in dem Fels enthaltene Goldader nicht nur freigelegt, sondern das Gold in Stücken herausgespült, hatte diese Stücke allmählich rund geschliffen und an den Rändern dieses unterirdischen Bächleins abgelagert.

All diese Goldkiesel glänzten und glissten im Fackellicht wie ein wundervolles Pflaster, mit dem die Ränder des Bächleins eingerahmt waren.

Sie glänzten und glissten so sinnverwirrend, daß der Gambusino leichenblaß vor Erregung wurde, daß ihm die Augen förmlich aus dem Kopfe quollen.

Ein wilder Schrei entrang sich seinen bebenden Lippen:

„Mein — mein ist's!“

Das Goldfieber hatte ihn gepackt.

Und — was hat dieses unselige Goldfieber nicht schon alles in den Seelen der Menschen angerichtet; wieviel Blut ist nicht schon aus Goldgier vergossen worden; wieviele bis dahin lautere Charaktere hat nicht schon das Goldfieber zu Verbrechern werden lassen!

So erging es jetzt auch dem Gambusino.

Ein einziger Gedanke nur beherrschte ihn plötzlich: mit niemandem wollte er diese Schätze teilen! Ihm allein sollten sie gehören! Ihm hatte einst eine Apachin, die ihn liebte, das Geheimniß des Regen-Tales anvertraut; er war mithin der alleinige, rechtmäßige Besitzer dieser ungeheuren Schätze! —

Wie richtig hatte also der Romanchenhäuptling den verderblichen Einfluß dieser Bonanza eingeschätzt, als er ihr Vorhandensein dem Gambusino verschwieß! Wie richtig hatte er auch den Wankelmuth der Menschenseele beurteilt, die gegenüber so unermesslichen Reichthümern nur zu leicht jedes Gefühl für Recht und Unrecht verliert! —

In der Brust des Gambusino wogten bereits finstere, tödtliche Pläne wie häßliche Nebel umher. Deshalb sollte er diese Schätze mit den Brüdern Samter teilen?! Und — würden diese verwegenen Burschen nicht vielleicht im Stillen bereits mit der Absicht umgehen, ihn später zu ermorden? Dann waren sie die einzigen Eigentümer dieser ungezählten Goldkiesel, dann würden sie mit Hilfe dieses Goldes in Heppigkeit und Reichthum bis ans Ende ihrer Tage dahinleben können! —

Der Gambusino nahm plötzlich die Büchse von der Schulter.

Er wollte rasch an den Ausgang der Felspalte zu-

rückkehren, wollte aus Goldgier — zum doppelten Mörder werden!

Schon hatte er sich halb umgewandt

Da traf ein furchtbarer Kolbenhieb seinen Hinterkopf. Lautlos brach er auf der Stelle zusammen.

Bill Samters höhnisches Aufschreien schrillte durch die Höhle.

Auch er war leichenfahl vor Erregung; auch er stierte nun wie gebannt auf die schillernden Ränder des Bächleins.

Dann erschien auch schon sein Bruder, der als letzter an dem Lasso hinabgeklettert war.

Bill Samter ließ vor freudigem Schreck die Fackel fallen.

„Gold!“ riefte er. „Gold! Die Bonanza! Das sind Millionen und Uebermillionen!“

Bill aber raffte sich auf, holte aus der Jagdtasche eine Blechflasche mit Brandy hervor und hielt sie dem Bruder hin.

„Trink!“ sagte er dumpf. „Wir müssen unsere fünf Sinne beisammen behalten! Vergiß nicht, daß es nur zu leicht möglich ist, daß Felsenherz und Chotariga mit dem verdammten Tom Pic, dem Polizeimeister, dort in der Prarie zusammentreffen und dann sich selbst sagen, wo der Gambusino geblieben ist! Sie werden ohne Zweifel hierher kommen, falls Tom Pic ihnen begegnet! Wir haben also allen Grund, schleunigst die Schätze in Sicherheit zu bringen!“

Bill trank, und auch der ältere Samter goß ein paar Schluck des scharfen Branntweins hinab, fügte dann hinzu: „Am besten ist, wir werfen den Gambusino in den Wasserfall! Dann mag man ihn suchen“

Was erst da unten im Sprühregen des Falles gelandet ist, kommt nicht wieder zum Vorschein!"

Will schüttelte jedoch den Kopf. „Keinen Mord mehr!“ meinte er, leicht zusammenschauernd. „Binden wir ihn! Wenn es ihm gelingt, sich zu befreien, wenn er wieder das Bewußtsein zurückerlangt hat, dann — dann kann er uns nur dann etwas schaden, wenn Felsenherz wirklich hier die Bonanza aussuchen sollte, weil er ja ohne fremde Hilfe nicht wieder die Höhe der Talwand erklimmen kann!“

Will lachte grausam. „Gut — mag er leben bleiben! — Binde ihn, Will! Ich werde die Goldkiesel in die Felle packen —“ —

Der Abend nahte. Soeben hatte Will, auf der Höhe der Felswand neben dem Wasserfall stehend, das letzte prallgefüllte Fell hinauszugezogen, als er zufällig einen Blick auf die gegenüberliegenden Anhöhen warf, die das Regental umgaben.

Dort war soeben ein Indianer aufgetaucht, ein Apache, der nun, ohne Will Samter zu bemerken, über eine Felsterrasse schlich und dabei die Augen stets wie suchend auf dem Boden umherschweifen ließ.

Will hatte sich sofort hinter ein Gestrüpp am Rande des Abgrundes geworfen.

„Best!“ fluchte er. „Was tut die rote Bestie hier?! Sancho sagte doch, der große Wär sei mit der ganzen Bande hinter ihm und seinen Begleitern her?! Dann könnte sich doch keiner der rothhäutigen Schuste hier noch herumdrücken?!“ —

Der Apache suchte drüben offenbar nach Fährten.

Während Will ihn noch beobachtete, tauchte ein zweiter Krieger auf. Beide sprachen nun miteinander, nach-

ten allerlei Handbewegungen und verschwanden wieder hinter ein paar Tannen.

Dann kletterte auch schon der jüngere Samter an den Lasso's empor.

„Die Apachen streichen hier herum,“ flüsterte Bill hastig, als er dem Bruder auf festen Boden half. „Nimm die Lasso's von der Eiche los. Ich hole die Pferde. Jetzt gilt's, den roten Halunken zu entwischen!“ —

Die Fellbündel wurden dann den drei Pferden aufgeladen. Auch Sando's Fuchs mußte so über einen Benner Goldkiesel schleppen.

Es wurde schnell dunkel, was den beiden Desperados nur angenehm sein konnte.

Bill schritt voran. Der Jüngere folgte mit den zu einer Reihe aneinander gebundenen Pferden.

S kaum hatten sie das Felsplateau verlassen, als aus einem nahen Dickicht fünf Indianer hervorkrochen, — alles nur mittelgroße, schwächliche Gestalten, alle nur mit Messer und Tomahawk bewaffnet.

Es waren Navajos und zwar die Ueberlebenden eines Trupps, der hier in den Guadalupe-Bergen vor drei Tagen von den Apachen fast völlig ausgerieben worden war, wie dem Leser noch aus dem vorigen Band bekannt sein dürfte.

Diese fünf Navajos waren gestern hierher geflüchtet, weil der große Bär durch zwölf seiner Krieger alle Schluchten und Täler nach versprengten Feinden abzusuchen ließ und weil diese zwölf Apachen die Navajos bereits einmal fast erwischt hätten.

Einer der fünf trug im schwarzen, straffen Haar drei Adlerfedern und um den Hals eine Kette von Bäl-

renkrallen. Es war Sahtaluma, der heulende Wolf, der Häuptling der Navajos.

Auch er hatte vorhin die beiden Apachen bemerkt. Er wußte jetzt, daß die Apachen ihm und den Seinen wieder dicht auf den Fersen waren.

Rasch verteilte er seine vier Krieger hinter Felsblöcken und Gestrüpp. Nur einen schickte er den Brüdern Saunter als Späher nach.

Die beiden Apachen erschienen tatsächlich sehr bald hier auf dem Plateau. Sie bewegten sich sehr vorsichtig, hielten ihre einläufigen Flinten schußbereit im Arm und schritten, immer wieder nach Spuren suchend, tief gebückt dahin.

Sahtaluma, von Nachgier gegen die Apachen erfüllt, ließ die Späher ganz nahe herankommen.

Ohne jeden Laut schnellte er sich dann vorwärts.

Und zweimal traf seine blinkende Streitart die bis auf die Skalplöße kahlgeshorener Köpfe der Apachen.

Sie brachen zusammen. Sahtalumas Axt schwang gleich darauf zwei blutige Skalpe in der Luft.

Die Leichen wurden in eine Felsspalte geworfen, und die Blutspuren sorgfältig ausgetilgt. Dann folgten die vier Navajos den Desperados, die inzwischen bereits den Nebenfluß des Pecos erreicht hatten und hier bei anbrechender Nacht eiligst sechs Baumstämme, die entwurzelt im Wasser lagen, zu einem Floß zusammenbanden.

Der einzelne Navajo, den Sahtaluma den Brüdern Saunter nachgeschickt hatte, war jetzt, während die Desperados noch an dem Floße arbeiteten, in der Nähe im Ufergestrüpp verborgen.

Das Floß stieß dann vom Lande ab. Die drei Pferde wurden von Will Samter gehalten. Will, der Ältere, handhabte einen zur Stoßstange zugehauenen dünnen Stamm.

Die rasche Strömung entführte das Floß schnell dem Pecos zu. Doch — dieselbe Strömung nahm auch einen einzelnen Urwaldriesen mit, in dessen halb aus dem Wasser ragender Krone die fünf Navajos steckten.

4. Kapitel.

In der Goldhöhle eingeschlossen.

Zu derselben Zeit näherten sich dem Regentale drei Reiter, die sich vorläufig hier vor den Apachen ganz sicher wähnten. Es waren Felsenherz, der schwarze Panther und der Polizeimeister Tom Bid.

Bald hatten sie die Höhe der Talwand erreicht, von der aus man in die Bonanza hinabgelangen konnte, wenn man den stürzenden Wassermassen des Falles auszuweichen verstand.

Chofariga war als Späher vorausgeeilt, hatte sehr bald festgestellt, daß die Eiche am Rande des Abgrundes frische Spuren von Lassoßlingen zeigte, und wußte so, daß die Desperados und der verblendete Sancho be-

reits hier gewesen und die Bonanza fraglos schon geplündert hatten.

Felsenherz erklärte jetzt, daß er allein in die Felspalte hinabsteigen würde, um zu sehen, ob die Bonanza wirklich bereits ausgeplündert sei.

Die Dunkelheit hatte mittlerweile die Täler und Schluchten in jüstere Schatten gehüllt. Das Donnern des Wasserfalles übertönte jedes andere Geräusch.

So kam es denn, daß die Apachen, die hier in den Guadalupe-Bergen nach den Navajos suchen sollten, sich unbemerkt nähern konnten. Sie waren den beiden Spahern gefolgt, die der heulende Wolf, der Navajo-Hauptling, keine hundert Meter weiter vorhin niedergeschlagen hatte.

Felsenherz hing gerade an den zusammengeknüpften Lasso, die der Romauche an die Eiche gebunden hatte, und wollte an den Lederräumen abwärts klettern, als er noch wie Gespenster die zehn Apachen aus dem nahen Dickicht hervorbrechen sah.

Sechs stürzten sich auf Chofariga, die anderen auf Tom Wick. — Der blonde Trapper wollte sich zuerst wieder auf die Felswand zurückschwingen, erkannte dann jedoch rechtzeitig, daß er den beiden Gefährten kaum mehr Hilfe bringen könnte. Er hielt es für richtiger, schnell in der Felspalte zu verschwinden, indem er hoffte, daß den Apachen die an die Eiche gebundenen Lasso entgehen würden. Der Rand des Abgrundes war ja dicht mit Gestrüpp bewachsen, und daher konnten die Apachen kaum gesehen haben, was der Trapper vorhatte und wo er geblieben war.

So versetzte er die Lasso denn in Schwingungen, achtete darauf, daß sie die gefährliche Nähe des Wasser-

fallend vermieden und sein Körper in immer stärkeren Pendelbewegungen hinter den Fall gelangte.

Da — als die Lasso nun abermals dicht an den stürzenden Wassern vorbei den blonden Jäger in die tiefe Finsternis hinter den schäumenden Vorhang führten, — da spürte Felsenherz ein paar ruckartige Erschütterungen der Lederriemen.

Er bog den Kopf zurück, blickte nach oben und bemerkte so zwei Apachen, die sich über den Abhang beugten.

Felsenherz ahnte, was diese Stucke an den Lasso bedeuteten: die Apachen schnitten den aus acht dünnen Riemen geflochtenen Lasso durch, wollten ihren Todfeind also in das Tal hinab in den sicheren Tod befördern, da sie ihm anders nicht mehr beikommen konnten.

Ein Eisenhauch lief ihm da über den Rücken hin.

Er glaubte sich verloren.

Aber nur ein paar Sekunden währte diese halbe Erstarrung des furchtbarsten Entsetzens.

Dann gab er seinem Körper schon einen Schwung auf die Steinwand zu, streckte den rechten Arm aus, bekam den dünnen Stamm einer verkrüppelten Kiefer, die hier auf einem winzigen Vorsprung Wurzel geschlagen hatte, zu packen, ließ den Lasso los und hing nun nur noch an dem kleinen Bäumchen, dessen Wurzelwerk unter der Last des kräftigen Mannes sich schnell zu lockern begann.

Felsenherz' Linke tastete schon nach einem besseren Halt das zackige Gestein ab.

Hinter ihm fiel jetzt der Lasso leer in die Tiefe.

Neben ihm sauste auch die kleine Kiefer abwärts in den Staubregen der aufprallenden Wasser.

Und seine beiden Hände umkrallten nun eine hornartig geformte Felszacke.

Sie hielt. Sie hatte Erbarmen mit dem blonden Jäger.

Und wieder hing er über dem Abgrund.

Wieder vertraute er sein volles Körpergewicht nur einer Hand an, befühlte mit der anderen die schroffe Wand.

Als — da rechts über ihm ein zweiter Vorsprung! Er rechnete auf seine Kraft, umfaßte ihn, lockerte die Linke.

Und gelangte so allmählich bis an die Felspalte, die den Zugang zur Bonanza bildete.

Als er endlich festen Boden unter den Füßen hatte, brach er völlig erschöpft zusammen. Wohl eine Viertelstunde lag er so, bis sein Herzschlag und seine Zunge sich beruhigt hatten.

Dann tastete er hier in der tiefen Dunkelheit nach einer Fackel umher. Chokariga hatte ihm ja gesagt, daß dicht am Eingang Harzfackeln lagen. — Er fand auch eine, setzte sein Präriefeuerzeug in Brand und zündete die Fackel an.

So fand er den gefesselten, aber nicht mehr bewußtlosen Sancho.

Als der Gambusino seinen Retter erkannte, senkte er beschämt den Kopf.

„Sancho,“ sagte der blonde Trapper erust, nachdem er dem Verwundeten die Riemen abgenommen, halte „Ihr habt nun am eigenen Leibe erfahren, daß die Goldgier das Verderblichste ist, was es an Leidenschaften gibt! Ihr wäret hier umgekommen, wenn ich Euch nicht aufgefunden hätte! Und Euretwegen sind nun Choka-

riga und ein waderer Mann, der den beiden Desperados, den beiden Kohoten nachspürte, in die Gewalt der Apachen geraten. Wir aber sind hier ebenfalls Gefangene in dieser Höhle, aus der es kein Entrinnen gibt! Wie sollen wir wohl wieder nach oben auf die Höhe der Felswand gelangen, die jetzt von den Apachen besetzt ist und wo sehr bald auch der große War sich mit seinen Kriegern einstellen wird?!"

Der Gambusino griff reuevoll nach des Trappers Hand.

„Ich tat unrecht!“ sagte er leise. „Ich bin jetzt von dem Goldhunger gekräft. Verzeiht mir, Felsenherz!“

Dann sank er aussöhnend wieder auf das kahle Gestein zurück, da seine Wunde am Hinterkopf ihm plötzlich die fürchterlichsten Schmerzen bereitete.

Felsenherz verband ihm die schwere Verletzung und bereitete ihm auch ein weiches Lager in einer Ecke dieser ausgedehnten Höhle.

Der Gambusino verfiel sehr bald in einen unruhigen Schlummer. Felsenherz erneuerte den kühlenden Verband wiederholt und durchsuchte in der Zwischenzeit die Höhle nach einem zweiten Ausgang, konnte einen solchen jedoch nicht finden. Außerdem begab er sich auch mehrmals nach vorn an die Mündung der Felspalte, um zu sehen, ob die Apachen etwa mit Hilfe von Lassos hier einzudringen beabsichtigten.

Wenn der Trapper in der niedrigen Felspalte stand, die den Zugang zu der Bonanza-Höhle bildet, hatte er den Wasserfall etwa drei Meter vor sich. In der sternenklaaren Sommernacht schillerten die herabstürzenden Wassermassen wie helles Glas, wirkten wie ein fester-

Glaskörper, der von der Höhe der Felswand in den Staubregen der Tiefe hinabreichte.

Doch von den Apachen war nichts zu bemerken. — Als der blonde Jäger dann wieder einmal hier Ausschau hielt, ward er sich plötzlich seiner verzweifelten Lage mit aller Eindringlichkeit bewußt.

Denn — wie sollte er wohl die Höhle wieder verlassen können?! Wie sollte er es möglich machen, seinen Bruder Chofariga und Tom Pic aus den Händen der Apachen zu befreien, wo er doch selbst hier ein Gefangener war?!

Von Waffen besaß er ja nur seinen Tomahawk und sein Messer. Auch Sancho verfügte über keine Wüchse mehr. Mithin würde es recht schwer sein, die Höhle gegen Apachen zu verteidigen. Wenn nur zwei oder drei von ihnen sich mit Flinten an Lassos herabließen, konnten sie Felsenherz abschießen.

Je mehr der Trapper sich all dies vergegenwärtigte, desto bedrückter und besorgter wurde er. Nicht um seine eigene Person, nicht um seine eigene Sicherheit handelte es sich hier. Nein — er wußte ja nur zu gut, daß der schwarze Panther und der wackere Polizeimeister von dem Oberhäuptling der Apachen qualvoll am Marterpfahle hingenordet werden würden, wenn er die beiden nicht rettete.

Außerdem aber mußten auch den beiden Samters die Schätze der Bonanza wieder abgenommen werden. Sollten diese Schurken etwa mit dem Golde wirklich die Ansiedlungen im Osten erreichen und hier spurlos verschwinden?! Das durfte nicht sein! —

Felsenherz beugte sich jetzt weit aus der Felspalte heraus und betastete ringsum das Gestein. Er hoffte,

er würde vielleicht genug Vorsprünge finden, um in das Thal hinabklettern zu können. Doch auch diese Absicht ließ sich nicht verwirklichen, wie er nur zu bald feststellte.

Da kehrte er denn in die Höhle zurück, wo neben Sanchos Lagerstatt in einer Ritze des Gesteins eine der Harzfaceln brannte.

Der Gambusino lag jetzt mit offenern Augen da.

„Felsenherz,“ flüsterte er matt, „mir geht es bereits besser. Die Schmerzen haben nachgelassen. Erzählt mir, was inzwischen geschehen ist!“

Als der Trapper nun erwähnte, daß sie beide hier so gut wie gefangen seien und daß die Apachen hier sehr leicht eindringen könnten, da sie zur Verteidigung der Felspalte keine Gewehre besäßen, erwiderte Sancho nach kurzem Nachdenken:

„Felsenherz, bei den Apachen heißt der Bach, der Abfluß des Wasserfalles, seit langen Jahren Juan-Fluß und zwar nach einem Mexikaner namens Juan, der sich in den Apachenstamm hatte aufnehmen lassen und ein berühmter Krieger, ja sogar Häuptling wurde. Dieser Juan fiel dann an dem Bache hier im Kampf mit weißen Goldsuchern. Die Apachin, der ich die Kenntniß dieser Höhle verdanke, deutete mir gegenüber an, daß der weiße Häuptling Juan hier in der Nähe begraben worden sei. Vielleicht befindet sich seine Grabstätte gar in dieser Höhle. Sucht danach, Felsenherz, denn die Rothäute begraben ihre berühmten Krieger ja sitzend mit all ihren Waffen. Möglich, daß wir auf diese Weise in den Besitz einer Büchse gelangen.“

Der Trapper hatte nicht viel Hoffnung und meinte, er dürfe es nicht wagen, sich allzu lange vom Eingange

der Felsspalte zu entfernen; er könne deshalb nicht alle Nebengrotten genau durchforschen.

Sandho erklärte jedoch, Felsenherz solle ihm nur aufhelfen und ihn bis an den Eingang geleiten. Dann würde er dort schon achtgeben, ob die Apachen irgend etwas unternehmen wollten.

Gleich darauf lag der Gambusino in unmittelbarer Nähe des Zugangs und brauchte hier nur den Kopf etwas vorzustoßen, um zu sehen, was draußen vorging.

Felsenherz zündete zwei frische Fackeln an und durchsuchte die ganze Höhle nochmals auf das allergegenaueste.

So gelangte er denn auch in eine recht geräumige Nebengrotte, die wie ein großes, von Menschenhand angelegtes Gewölbe aussah.

In der Mitte erhob sich ein bienenkorbförmiger Hügel von Felsstücken und Steinen, der nur zu einem bestimmten Zweck aufgeschichtet sein konnte.

Mit erwartungsvoller Erregung machte sich der Trapper an die Arbeit und häufte die Steine und Felsbrocken an anderer Stelle auf. Sehr bald merkte er, daß der Hügel im Innern hohl war.

Als er eine genügend große Oeffnung geschaffen hatte, leuchtete er mit einer Fackel hinein.

Da saß aufrecht auf einem sesselähnlichen Steine die zur Mumie zusammengetrocknete Leiche eines Indianers im vollen Kriegsschmuck. Ob der Tote ein Europäer gewesen, ließ sich nicht mehr erkennen. Doch zweifelte der Trapper keinen Augenblick, hier die Leiche des berühmten weißen Häuptlings vor sich zu haben.

Der Tote war an dem Steine festgebunden. In rechten Arm hielt er eine lange Doppelbüchse. Um die

Schulter hingen ihm Pulverhorn, Jagdtasche und Kugelbeutel. Im Gürtel steckten Tomahawk und Messer.

Felsenherz kroch jetzt in das Grabmal hinein, nachdem er die beiden Fackeln draußen befestigt hatte.

Es widerstrebte ihm zwar, die Ruhe des Toten zu stören. Aber in dieser Nothlage mußte er solche Gedanken zurückdrängen.

Er nahm die Büchse an sich und besichtigte sie. Es war eine sehr gute Waffe englischen Fabrikats mit Zündhütchen, also keine Steinschloßflinte. In der Jagdtasche fand er Zündhütchen. Das Pulverhorn war gleichfalls gefüllt, und das Pulver war trocken. Der Kugelbeutel enthielt zwanzig Kugeln.

Der blonde Jäger lud die Waffe sehr sorgfältig.

Als er sie dann zur Probe anlegte und ihre reiche Schattverzierung, die auf jeder Seite in goldenen Plättchen das Bild eines springenden Jaguars zeigte, nachher besichtigte, als er sah, daß die Waffe sehr schwer war, aber für ihn fast noch leichter paßte als seine eigene, da ahnte er noch nicht, daß die „Jaguarbüchse“ einst im ganzen wilden Westen gerade durch ihn berühmt werden sollte.

Netzt, wo er wieder eine Schußwaffe besaß, war plötzlich alle Sorge von ihm genommen. Er wußte, daß er nicht lange mehr hier in der Bonanza-Höhle ein Gefangener sein würde! Denn — außer den Waffen hatte man der Leiche des weißen Häuptlings ja auch den Lasso mitgegeben, einen Lasso von fast zehn Meter Länge und feinsten indianischer Arbeit. — Mit Hilfe dieses Lassos konnte er sich jeder Zeit in das Tal hinablassen. Mochten ihn dort auch die Sprühwogen des Falles einhüllen, wachte er dort auch vielleicht für Minuten dem Ersticken.

nabe sein: er würde sich schon herausarbeiten aus den weißen Gischtmassen! —

Es war jetzt kurz nach Mitternacht. Felsenherz lehrte schnell zu Sancho zurück.

„Ich muß sofort aus der Felsspalte in das Tal hinab,“ erklärte er dem Gambusino. „Damit Ihr nun nicht in meiner Abwesenheit von oben her durch die Apachen überfallen werden könnt, werde ich Euch die Büchse hierlassen. Sobald ein Roter sich an einem Lasso hinter den Fall schwingt, sobald Ihr seht, daß Euch ernstlich Gefahr droht, schießt Ihr! Lebt wohl, Sancho! Ich habe einen schweren Gang vor mir. Sollte ich etwa unten im Tale in den schäumenden Wassermassen ertrinken, so tut Eurerseits alles, um Chotariga und Tom Rik zu befreien.“

Noch ein fester Händedruck, dann schlang der Trapper das eine Ende des Lassos um einen Vorsprung des Gesteins und schwang sich in die dunkle Tiefe.

„Sobald ich unten dreimal an dem Lasso rufe, werst ihn mir herab, Sancho!“ rief er dem Gambusino noch zu.

Sancho war so völlig sprachlos über das tollkühne Wagnis des Trappers, daß er erst jetzt durch diesen letzten Befehl seines Gefährten, dessen Stimme selbst das Toben der zerstäubenden Wasser übertönte, gleichsam wieder zu sich kam.

Er kroch schnell bis an den Rand des Abhanges und brüllte Felsenherz nach:

„Holla — Ihr werdet doch nicht Euer Leben auf diese Weise aufs Spiel setzen! Mann, da unten erwartet Euch der sichere Tod! Hört auf mich, der über fünfzehn Jahre älter ist!“

! Doch Felsenherz vernahm von dieser Warnung nichts mehr. Er war bereits an dem Lasso etwa ein Meter tiefer gerutscht, und diese Entfernung genügte hier bei dem donnernden Lärmen des Falles, jedes Wort aus menschlicher Kehle vollständig zu verwehen.

Sandho war kein schlechter Charakter. Nein, er war nur durch das Leben in der Wildnis rauh und etwas selbstsüchtig geworden. Jetzt aber, wo er Felsenherz sich für den Romanchenhäuptling und den Polizeimeister opfern sah, flüsterte er unwillkürlich:

„Santa Virgo — stehe ihm bei!“

Und nochmals beugte er sich über den Rand der Felspalte und warf einen Blick in die Tiefe.

Über von dem blonden Trapper war bei der hier herrschenden Finsternis nichts mehr zu sehen.

5. Kapitel.

Die Rettung der Gefährten.

Nun wartete der Gambusino mit wachsender Unruhe auf die drei Lassoende. Er hatte die rechte Hand um den straff gespannten Lasso gelegt; er mußte merken, sobald das Gewicht des tollkühnen Mannes nicht mehr an dem geschmeidigen Lederriemen hing.

Da — jetzt wurde der Lasso schlaff.

Jetzt mußten die drei Rude folgen.

Folgten sie nicht, dann war Felsenherz von den Strudeln mit fortgerissen worden! —

Sanchos Herz schlug vor Aufregung immer schneller. Er wartete und wartete.

Nichts — nichts —

Da zog er den Lasso sacht ein wenig empor.

Und — unten kein Widerstand mehr; keine Hand hatte da unten den Lasso umkrallt.

Der Gambusino seufzte tief und schmerzlich, murmelte:

„Armer wackerer Bursche! Noch so jung und schon sterben! Kaum dreißig Jahre mag er alt gewesen sein.“

Dann lehnte er sich wieder an die Felswand und dachte nun über sein eigenes trübes Geschick nach. Auch er war jetzt ja verloren. Darüber gab er sich keiner Täuschung hin. Er konnte die Höhle nicht verlassen. Die Apachen würden ihn hier aushungern. Und wenn er vor Hunger völlig erschöpft war, würden sie ihn gefangen nehmen, wieder leidlich gesund pflegen und dann an den Marterpfahl stellen. Und — wie würden sie gerade ihn, den Indsmenfresser, peinigen!

Ihn überlief es kalt bei diesen Gedanken.

Und so saß er still da und grübelte und grübelte, ob es denn keinen Ausweg mehr für ihn gäbe, diesem entsetzlichen Tode zu entinnen. —

Felsenherz war sehr bald von dem Staubregen des Falles völlig eingehüllt worden.

Da die Felswand, über die der Bach von oben hinweastürzte, nach innen gewölbt war und da der Wasserfall etwa zwei Meter von dem unteren Rande des Abhangs auf den Steinboden des Tales ausprallte, hatte der Trapper immerhin geringe Hoffnungen, nicht gerade-

zu in die mit furchtbarer Gewalt niedersausenden Wassermassen zu geraten.

Er rutschte ganz allmählich abwärts, damit der Lasso nicht etwa in Schwingungen gerieth. Er hatte die Augen geschlossen; er fühlte, wie er im Moment völlig durchnäßt war. Da er etwa zehn Meter in dieser Weise zurückzulegen hatte, berechnete er ungefähr, wie tief er sich nach jedem neuen Kletterschluß befand.

Als er so vielleicht sieben Meter nach abwärts gekommen war, als das Atmen ihm in dem nebelartigen Sprühregen schon schwerer wurde, da stießen seine Füße plötzlich auf festen Boden.

Ueberrascht hing er nun ein paar Sekunden reglos, indem er nur die Stiefelspitzen ganz leicht auf den festen Halt aufstemmte. Dann hielt er sich nur mit den Händen fest, fühlte mit den Füßen den Umfang dieses Vorsprungs der Wand ab.

Dann hatte er zu seiner Freude festgestellt, daß dieser Vorsprung ein etwa ein Meter breiter Felsgrat war, der sich nach rechts hin, allmählich sich senkend, an dem Abhang entlangzog.

Er überlegte blitzschnell

Dieser Weg konnte ihn um den Fall im Sprühregen der zerstäubenden Wasser herumführen, konnte von ihm vielleicht auch, wenn nötig, zur Rückkehr benutzt werden.

Jedenfalls wollte er jetzt nicht dreimal am Lasso ruden, damit Sancho dessen oberes Ende nicht etwa losband. Aber anderseits wollte er dem Gambusino auch ein Zeichen geben, daß er noch lebe.

So zog er denn nur einmal scharf an dem starken Lederriemen.

Sancho spürte den Ruck.

Es waren nicht drei Rucke, wie verabredet. „Was bedeutet das nun?“ fragte der Gambusino sich.

Und — so zog er denn selbst einmal an dem Lasso. Doch — der war schon wieder schlaff. Sancho dachte nach und kam von selbst auf den richtigen Gedanken: daß er das Lederseil an der Felszacke festgebunden lassen solle!

Jedenfalls: der Trapper lebte noch! Und das war Sancho die Hauptsache. —

Der blonde Jäger aber schritt jetzt Fuß für Fuß auf dem schlüpfrigen Felsgrat abwärts. Nun hatte er wirklich die Talsohle rechts vom Wasserfall erreicht; nun wurde ihm das Atmen nicht mehr so schwer.

Die Steilwand stets dicht zur Rechten, tastete er sich weiter und weiter.

Der feuchte Nebel der Milliarden von Wassertropfchen wurde bald schwächer und schwächer.

Dann stand Felsenherz unter den ersten Erlen und Birken, die hier in der Osthälfte des Regen-Tales einzelne Baumgruppen bildeten.

Ueber sich sah er den Sternenhimmel. Und als er sich umwandte, erblickte er links von dem Wasserfalle am Rande des Abhangs den roten Schein vieler Feuer.

Dort also lagerten die Apachen; dort befanden sich Chokariga und Tom Bid; dort mußte nun auch er hinauf und versuchen, die Gefährten noch in dieser Nacht zu befreien.

Er brauchte nicht zu fürchten, hier gesehen zu werden. Er eilte also schnell dem Ostausgang des Tales zu. Wie er am bequemsten dort auf die Höhe der Steilwand gelangen könne, wußte er, denn er hatte ja vor

vier Tagen denselben Weg schon einmal zurückgelegt.

Nach etwa zwanzig Minuten lag er bereits unweit des Apachenlagers im Schatten einiger Felsblöcke versteckt, richtete sich zuweilen auf und spähte umher.

Das Plateau hier war etwa dreihundert Meter breit und wurde nach Süden zu von steilen Bergen begrenzt. Es war mit kleinen und größeren Steinblöcken und mehreren Gruppen von Eichen und Tannen bedeckt. Außerdem gab es zahlreiche Gestrüppstreifen, die sich von Steinblock zu Steinblock zogen.

Felsenherz wagte sich jetzt näher heran, nachdem er bemerkt hatte, daß kaum zehn Schritt vor ihm ein Apache auf und ab schlenderte.

Der Apache war wenig aufmerksam. Er rechnete wohl kaum mit der Anwesenheit von Feinden. Daß Felsenherz die Bonanzhöhle verlassen könnte, das glaubte niemand im ganzen Lager.

Der Trapper umging den Posten, schob sich lautlos an einer Gestrüppreihe entlang und hatte bald das erste der Apachenzelte dicht vor sich.

Im Lager herrschte bereits volle Ruhe. Nur die Feuer wurden in der Mitte des Beltkranzes von vier Apache dauernd unterhalten, während vier andere Krieger unter einer mächtigen Eiche hockten, an deren tiefstem Ast zwei Gestalten hingen: die beiden Gefangenen! —

Als der große Wär gegen elf Uhr abends mit seiner Abteilung hier eingetroffen war und als die zehn Krieger ihm stolz die beiden gefesselt am Boden liegenden Gefangenen gezeigt hatten, da hatte der Oberhäuptling dem Romanchen einen Fußtritt versetzt und gebrüllt:

„Hund von Athabaska (die Romanchen gehören zur

Nation der Athabasken), diesmal sollst Du mir nicht wieder entfliehen! Dein weißer Bruder Felsenherz ist dort unten in der Grabhöhle des großen Häuptlings Juan eingesperrt. Er kann dort nicht heraus! Er wird Dir keine Hilfe bringen! Er wird dort vor Hunger sehr bald zum schwachen Weibe werden! Und dann werden wir ihn holen, dann wird er mit Euch beiden am Marterpfahle sterben!"

Daß auch Sancho in der Bonanza-Grotte mit eingeschlossen war, wußten die Apachen nicht.

Chokariga hatte dem großen Wär nicht den Triumph gegönnt, irgend etwas zu erwidern.

Der Oberhäuptling ließ ihn und Tom Pic dann mit Lasso's, die den Gefesselten unter den Armen durchgezogen wurden, an den Eichenast hängen, so daß ihre Köpfe ein Meter über dem Boden sich befanden. Er glaubte, daß die Gefangenen sich in dieser Lage niemals selbst befreien könnten, zumal ja vier Wächter schräg unter ihnen an einem großen Feuer saßen.

Felsenherz war mit seinem Plane, wie die Gefangenen einzig und allein gerettet werden könnten, in kurzem fertig.

Die Hauptschwierigkeit bestand darin, bis an jene Eiche und dann in deren Krone zu gelangen.

Hier nun kam ihm das vor den vier Wächtern brennende Riesenseuer sehr zustatten, denn die Eiche warf einen breiten Schatten bis über einen Felsblock hinaus, der hoch genug war, um von seiner Spitze aus einen anderen Ast der Eiche zu erklimmen.

Felsenherz nahm jetzt das Jagdmesser zwischen die Zähne und kroch in ein Gebüsch hinein, wo er einen

etwa drei Meter langen Ast behutsam abschnitt und ihn von Zweigen völlig säuberte.

An das eine Ende dieses Astes band er dann sein Jagdmesser fest.

Nun erst schob er sich auf den Steinblock zu, erkletterte ihn auf der Schattenseite und richtete sich oben behutsam auf.

Ebenso behutsam schwang er sich auf den mannsdicken Ast der Eiche, verschwand in dem dunklen Blätterdach und arbeitete sich vollständig geräuschlos bis zu dem anderen Aste hin, an dem die Gefangenen hingen, deren Lasso etwa vier Meter lang waren, so daß die Gesamtentfernung bis zur Erde etwa sechsinehalb Meter betrug: vier Meter Lasso, anderthalb Meter Körperlänge, von den Schultern gerechnet, und ein Meter Zwischenraum bis zum Boden.

Die vier Wächter saßen und würfelten. Nur selten schaute einer von ihnen auf und sah flüchtig nach den beiden regungslos dahängenden Gestalten.

Die Apachen als leidenschaftliche Würfelspieler (als Würfel dienen behauene Schieferstücke, in deren Flächen Zeichen eingeritzt und mit Farbe ausgefüllt sind) gaben sich dem Spiele mit vollem Eifer hin. Sie wußten ja, daß die Gefangenen dort an dem Aste sicher aufgehoben waren.

Felsenherz begann jetzt mit größter Vorsicht seinen speerähnlichen Stoc zu senken. Er rechnete damit, daß die durch den Feuerschein geblendeten Wächter den etwa drei Finger dicken Ast kaum bemerken würden.

Chokariga und Tom Bid waren die Hände auf dem Rücken gefesselt und noch durch besondere Riemen im Kreuz festgebunden.

Da ihre Gesichter nach den Wächtern und dem Feuer zu gerichtet waren, konnte es nicht allzu schwer sein, die Riemen mit der Messerklinge durchzusägen.

Felsenherz versuchte es zunächst bei dem Romandje. Zweimal blickte einer der Wächter wirklich auf, während der Messerstoß noch die Riemen bearbeitete.

Nur ein Mann von den vielfachen Erfahrungen und der Geschicklichkeit des Trappers konnte diese Arbeit glücklich vollenden. Als der Romandje spürte, daß er die Hände frei bewegen konnte, blieb er trotzdem ohne jede Bewegung hängen, obwohl er sich doch, trotz der noch zersesselten Füße, an dem Lasso hätte emporziehen können. Er wußte, daß er dies mit Tom Piek gleichzeitig tun müsse, wenn ihre Flucht gelingen sollte. Verschwand einer von ihnen früher, so mußte der andere, wenn das Fehlen des einen bemerkt würde, der Rache der Apachen zum Opfer fallen, die ja fraglos in ihrer sinnlosen Wut über den Verlust gerade ihres rothhäutigen Feindes Chotariga sofort ihre Waffen gegen den Wehrlosen gebrauchten würden.

Chotariga gab also genau acht, wann auch Tom Piek's Hände der Fesseln ledig wären. Unauffällig wandte er den Kopf und beobachtete den Polizeimeister, indem er die Lider dabei halb schloß.

Felsenherz' Speerstoß jagte jetzt an Tom Piek's Riemen herum.

Der Polizeimeister rührte sich nicht. Geduldig wartete er, bis seine Hände frei waren.

Einer der Wächter schaute gerade auf, als Felsenherz den dünnen Ast wieder hochzog. Aber der durch den Feuerschein tatsächlich stark geblendete Krieger begnügte

sich damit, festzustellen, daß die beiden gefesselten Beinpaare noch genau so über dem Boden schwebten.

Die vier Würfelspieler kamen immer mehr in Eifer. Sie stritten sich, ob der eine Wurf gültig sei.

Diesen Augenblick benutzte der Romanche. Und auch Tom Pic zog sich rasch empor, bis er auf dem Aste saß.

Felsenherz' Messer wanderte aus Chokarigas Hand in die des Polizeimeisters.

Nun waren sie ihre Fesseln völlig los, folgten dem Trapper, hatten schon den anderen dicken Ast über dem Steinblock erreicht, als der eine Wächter mit einem leisen Schrei emporfuhr.

Er hatte das Verschwinden der Gefangenen entdeckt, wollte bereits einen Alarmruf ausstoßen, als links von der Eiche ein Schuß knallte: einer der Außenposten des Lagers hatte Felsenherz bemerkt, wie er sich von dem Aste auf den Steinblock herabließ, hatte auf ihn ge feuert, jedoch nicht getroffen.

Der Apache hatte den blonden Jäger jedoch erkannt, floh und stürmte in den Beltkreis hinein, indem er mit schriller Stimme wiederholt Felsenherz' Kriegsnamen brüllte.

Im Moment war jetzt das ganze Lager lebendig.

„Doch — die drei Flüchtlinge hatten längst ein schützendes Dickicht gewonnen, eilten weiter, liefen dann aufrecht davon — dem Eingang des Regen-Tales zu.“

Felsenherz verständigte die beiden Befreiten rasch von der Nothwendigkeit, in der Bonanza-Grotte Zuflucht zu suchen.

Furchtlos folgten der Romanche und Tom Pic ihm in den Staubregen des Wasserfalles. Die drei Männer faßten sich bei den Händen und gelangten so langsam bis

an den Felsgrat, weiter bis an des Lasso, den Felsenherz nach einigem Umbertasten glücklich fand und nun Tom Pick in die Hand drückte.

So kamm dieser als erster empor.

Ihm folgte der Romanche. Dann erst kletterte auch der Trapper hoch. —

Sancho hatte seinen Augen nicht recht getraut, als sich plötzlich eine Gestalt über den Rand der Felspalte auf flachen Boden hinaufzog.

Tom Pick rief ihm seinen Namen zu, und der Gambusino half dann dem Polizeimeister tiefer in die Spalte hinein. —

Nun waren in der Grabhöhle des weißen Häuptlings Juan vier Männer vereint, waren jedoch noch immer halb und halb Gefangene.

Bei der dann folgenden Beratung der vier erklärte Chokariga, daß die Apachen fraglos annehmen würden, die beiden Befreiten und ihr Kletter hätten sich tiefer in die Guadalupe-Berge geflüchtet. Daß sie hier in der Grotte seien, würde der große Bär nie vermuten können. Es wäre also am besten, hier ruhig zwei bis drei Tage zu bleiben.

Felsenherz stimmte dem zu.

Man beschloß, vorn an der Felspalte abwechselnd zu wachen, damit man jeder Zeit die Apachen durch Schüsse verschrecken könnte, falls sich ein paar von ihnen an Lasso von der Steilwand herabließen, um in die Höhle einzudringen.

Der blonde Jäger übernahm die erste Wache, da er sich körperlich am frischesten fühlte. Die anderen drei legten sich zum Schlafen nieder.

So sah denn Felsenherz nun, die lange Saauar-

Büchse im Arm, vorn am Eingang und beobachtete, wie das Dunkel der Nacht immer mehr schwand, wie der neue Tag heraufzog und die Finsterniß hinter dem Wasserfall einer trüben Dämmerung wich.

Als es noch heller wurde, zog er sich mehr in die Felspalte zurück, damit er von der Höhe des Abhanges aus nicht bemerkt werden könne.

Es mochte so neun Uhr vormittags geworden sein, da schob Felsenherz wieder einmal den Kopf vorsichtig ein Stück über den Seitenrand der Spalte hinaus, zog ihn aber sogleich wieder zurück.

Er hatte einen Apachen bemerkt, der bereits an einem Lasso hin und her pendelte.

Er griff schon nach der Büchse, ließ sie aber wieder sinken und schlüpfte noch tiefer in die Spalte hinein, lauerte hier nieder und erwartete den Apachen, der denn auch sehr bald mit großer Gewandtheit sich am Rande des Eingangs festklammerte, festen Fuß faßte, den Lasso von der Brust losknotete und um einen Stein schlang, damit der starke Riemen nicht zurückglitte.

Dieser Apache war kein anderer als Tatwiru, das schnelle Glentier (eine Hirschart), einer der bekanntesten Unterhauptide der Apachen.

Schon dreimal war Felsenherz mit diesem schnellfüßigen Noten bei anderen Gelegenheiten zusammengetroffen. Tatwiru haßte den Trapper nicht minder als der große Bär.

Der Apache war jedoch nicht nur flüchtig wie ein Glentier, sondern auch ein erfahrener und schlauer Krieger.

Naum hatte er jetzt auf dem stets feuchten Boden der Felspalte, bis zu der ja stets einige Spritzer des

alles hinaussprühten, die frischen Spuren Felsenherz wahrgenommen, die in der Masse wie blankere Stellen blinkten, als er schon mit einem Satz wieder am Rande des Eingangs war und den um den Stein geschlungenen Lasso ergreifen wollte, um sich in Sicherheit zu bringen.

Doch — hier sollte nun die Jaguar-Büchse die erste Probe ihrer Treffsicherheit ablegen.

Felsenherz wollte Tatwiru nicht entkommen lassen. Er feuerte auf den Lasso.

Und die Kugel zerschneidete den Riemen gerade dort, wo dieser von dem Steine im Bogen in den Sprühregen hingabhing, so daß er nun nach rechts infolge der eigenen Schwere pendelte und für den Apachen verloren war.

6. Kapitel.

Ueberlistet.

Das schnelle Elentier hatte mit der Linken das Jagdmesser und mit der Rechten den Tomahawk aus dem Gürtel gerissen. Er mußte nicht, wen er hier als Gegner vor sich hatte, denn in der Dämmerung der Felspalte erkannte er nur die Umrisse einer Gestalt. Daß es ein Weißer war, sah er freilich, aber daß gerade der berühmte Trapper mit seinen Gefährten hierher geflüchtet sein sollte, erschien ihm unmöglich. So glaubte er, irgend ein anderes Blatzgesicht vor sich zu haben. Sätte er die Wahrheit geahnt, wäre er wohl weniger übereilt zum Angriff übergegangen.

Mit zwei wahren Panthersäben sprang er nun den Feind an. Das Schlachtbeil zum Schläge erhoben, hoffte er schon auf einen leichten Sieg über den scheinbar ängstlich Zurückweichenden.

Felsenherz hatte die schwere Büchse ganz kurz gefaßt, benutzte sie als Keule, ließ sie einen Bogen in der Luft beschreiben.

Der Kolben traf Tatwirus rechtes Handgelenk von unten mit solcher Kraft, daß der Apache den Tomahawk aus der halb gelähmten Fingern gleiten ließ.

Im selben Moment fühlte er auch schon den zweiten Kolbenschlag. Sein linker Arm, am Ellenbogen

getroffen, sank herab, und ein neuer Hieb der Hämmerfaust des Trappers gegen die rechte Schläfe ließ den Apachen besinnungslos umsinken.

Felsenherz fesselte ihn und trug ihn tiefer in die Grotte hinein.

Daß der Schuß oben auf der Höhe der Steilwand von den Apachen gehört worden sei, brauchte er nicht zu fürchten. Das Tosen des Wasserfalles mußte auch den Knall der Büchse übertönt haben.

Die Apachen droben würden auch nicht ahnen, daß der Lasso durch äußere Einwirkung absichtlich zerschnitten worden war. Ein Messer hätte allerdings den Riemen so durchtrennt, daß dies sofort erkennbar gewesen. Aber die Kugel hatte die einzelnen Riemen, aus denen der Lasso geflochten, mehr zersäert, und die Bruchstelle wirkte daher wie ein zufälliger Riß. Wüthien würden die Apachen annehmen, der Lasso wäre aus irgend einem Grunde, vielleicht durch zu starke Belastung zerrissen.

So durfte Felsenherz denn hoffen, daß ihre Unwesenheit hier in der Grabhöhle des weißen Häuptlings den Rothhäuten verborgen bleiben würde. Sollten die Apachen einen zweiten Krieger hinabsenden, um feststellen zu lassen, was aus Tatwiru geworden, dann würde er auch diesen neuen Späher unschädlich machen. Inzwischen würde wohl wieder die Nacht herbeigekommen sein, die man zur Fortsetzung der Flucht benutzen konnte. —

Der blonde Jäger hatte sich wieder an den Eingang der Felspalte begeben. Gleich darauf erschien Chotariga bei ihm und sagte kurz:

„Mein Bruder Harry hat einen guten Fang gemacht. Tatwiru hat uns über die Pläne des großen

Bären alles verraten. Er ist bereits wieder bei Bewußtsein. Das schnelle Elentier ist flüchtig wie der Präriehase, aber auch ebenso dumm. Als er mich soeben erkannte, wie ich ihm mit der Fackel ins Gesicht leuchtete, zischte er mich rachgierig an und rief: „Wenn der große Bär mit den hundertfünfzig Kriegern von der Verfolgung der Navajohunde zurückgekehrt ist, wird er Euch gefangen nehmen. Der Skalp des schwarzen Panthers wird bald im Rauche des Feuers unserer Zelte trocknen.“ — Mein Bruder Harry weiß, daß die Apachen oben im Lager etwa hundertsiebzig Krieger zählten. Es können jetzt nur gegen zwanzig oben auf dem Felsplateau sein.“

Felsenherz nickte nur. Dann winkte er dem Romanchen, und beide begaben sich zu dem Gefangenen, neben dem eine Fackel an der Steinwand brannte.

„Das schnelle Elentier mag auf des Trappers Worte achten,“ begann Felsenherz, indem er den Apachen aufrichtete und sitzend an einen Steinblock lehnte. „Der große Bär glaubt, wir wären hinter den Navajos her, die wieder den beiden Blazgesichtern folgen, von denen das Gold der Bonanza gestohlen wurde. Tatwiru soll frei sein, wenn er uns heimlich zur Flucht verhilft und uns unsere Pferde und Waffen zurückgibt.“

Felsenherz wußte genau, daß der Unterhauptide nur zum Schein auf diesen Vorschlag eingehen würde. Er hatte seine Worte klug berechnet. Es kam ihm nur darauf an, daß der Apache ihm durch seine Antwort das bestätigte, was er über den Grund der Abwesenheit des großen Bären mit hundertfünfzig Kriegern vermutete. Und Tatwirus Erwiderung, die wirklich wenig Schlaubeit verriet, genügte ihm denn auch vollständig.

„Der berühmte weiße Jäger mag das schnelle Elentier sofort freilassen, damit Felsenherz und die anderen Männer rasch von hier fliehen können, bevor der große Bar zurückkehrt, der durch einen unserer Späher, von dem die beiden Bläßgesichter mit den Goldsäcken und auch die Navajos beobachtet worden sind, alles erfuhr, was sich gestern abend hier ereignet hat. — Tatwiru wird die Waffen und Pferde der vier Männer an einen Ort schaffen, den wir vereinbaren können.“

Da mischte sich der Komanche ein. „Das schnelle Elentier hat das Hirn eines Säuglings, der von der Mutter noch bei der Arbeit auf dem Rücken getragen wird,“ sagte er verächtlich. „Wir werden auch ohne ihn die volle Freiheit wiedererlangen. Tatwiru würde uns nur betrügen.“

Der Apache stieß einen heiseren Wulfschrei aus. Erst jetzt erkannte er, daß er sich hatte überlisten lassen.

Felsenherz und Chofariga beachteten ihn nicht weiter, gingen wieder zum Eingang der Felswalte zurück und berieten, was nun geschehen solle. Da sich oben auf dem Plateau im Apachenlager nur noch gegen zwanzig Krieger jetzt aufhielten, die noch nicht ahnten, daß die beiden Westmänner und die beiden anderen Weißen in der Bonanzaarrotte Schutz gefunden hatten, mußte es nicht schwer sein, nachts die Pferde und Waffen aus dem Lager zu holen. Sie beschloßen denn auch, sofort nach Dunkelwerden die Höhle zu verlassen. Tatwiru sollte hier zurückbleiben, da die Apachen ihn nachher schon finden würden. --

Gegen Mittag ließ sich dann ein zweiter Apache von der Steilwand herab und gelangte in die Felspalte. Er zeigte sich sehr mißtrauisch und rief erst wiederholt

Tatwiru's Namen in den dunklen Schlund hinein, bevor er, die gespannte Flinte in der Hand, vorsichtig die Grotte betrat, wo die vier Gefährten sich so vertheilt hatten, daß sie ihn leicht abfangen konnten.

Er wagte sich jedoch nur so weit vor, wie der Lichtschein von draußen eine trübe Dämmerung verbreitete. Dann blieb er stehen und wiederholte seine Muse nach dem Unterhüptling. Als sich auch jetzt niemand meldete, wurde er offenbar noch argwöhnischer, kehrte plötzlich um und ergriff schnell das Ende des Lasso's, das er unter einem Steine festgeklemmt hatte.

Chokariga wollte jetzt aus dem Versteck hervorspringen und den Apachen durch ein Felsstück in den Wasserfall hinabbefördern. Aber der Trapper hielt ihn zurück und flüsterte:

„Mag er wieder hinaufklettern. Er wird fraglos mit mehreren anderen und mit Fackeln zurückkehren. Diese Krieger jedoch sollen uns dann nicht entkommen.“

Der Apache hatte sich bereits an dem Lasso aus der Felspalte herabpendeln lassen und befand sich sehr bald oben auf dem Plateau, wo ihn zwölf seiner Stammesgenossen neugierig auszufragen begannen. Der älteste der Krieger befahl dann, daß harzige Nester zu Fackeln zurechtgehauen werden und daß acht Apachen nacheinander sich hinab in die Felspalte schwingen und die Grabhöhle durchsuchen sollten.

„Tatwiru ist nicht in den Wasserfall hinabgestürzt,“ erklärte er zum Schluß. „Ich lag dort rechts am Rande des Abhangs und habe hinter den Wasserfall geschaut. Ich hätte Tatwiru sehen müssen, wenn er in den Wassern den Tod gefunden hätte.“ —

Gegen vier Uhr nachmittags ließen sich dann die

acht Krieger einzeln hinab und gelangten auch sämtlich wohlbehalten auf festen Boden. Hier mußte dann einer von ihnen zurückbleiben und die oben festgebundenen Vassos bewachen.

Die sieben anderen setzten ihre Fackeln in Brand und drangen nun langsam in die Grotte ein. Vorsichtig suchten sie nach irgend welchen Spuren, entdeckten jedoch nicht das geringste Anzeichen dafür, daß sich jetzt hier noch Menschen aufhielten.

Daß Felsenherz und seine Gefährten sich in einer kleinen Nebenhöhle verborgen und den Zugang durch große Felsstücke, die wie eine zufällige Anhäufung von Steintrümmern aussahen, verrammelt hatten, konnten sie nicht ahnen.

So kamen sie schließlich auch in die einem riesigen Gewölbe gleichende Hauptgrotte, wo sich das Grabmal des weißen Häuptlings befand.

Als sie bemerkten, daß dieses geöffnet worden war, als sie nun hineinleuchteten und neben dem zur Mumie ausgetrockneten Toten ihren Unterhäuptling Tatwiri gefesselt sitzen sahen, als sie zu gleicher Zeit den donnernden Knall zweier Schüsse und die Schmerzensrufe zweier durch den Arm getroffener Krieger vernahmten, stießen sie ein gellendes Wutgeheul aus, das jedoch sehr bald von Felsenherz' Stimme übertönt wurde:

„Die Krieger der Apachen mögen auf des Trappers Worte hören! Wer von Euch dieses Grabgewölbe zu verlassen wagt, erhält eine Kugel durch den Kopf!“

Die Apachen starrten nach dem schmalen Zugang des Gewölbes hinüber. Dort stand Felsenherz, befestigte vier Fackeln rasch in den Nissen des Gesteins und verschwand wieder.

Inzwischen hatte Chokariga vorn am Eingang der Felspalte den dort zurückgebliebenen Wächter, einen jüngeren Krieger, mühelos überwältigt. — Drei Stunden später war es dann im Regentale bereits so dunkel, daß die vier Gefährten es wagen konnten, die Bonanza-Höhle für immer zu verlassen. Die Apachen in dem Grabgewölbe hatten bisher sich nicht herausgetraut, da Felsenherz den schmalen Zugang durch stets neue Fackeln erleuchtet hatte. Sancho, der Gambusino, fühlte sich nicht schon so frisch und kräftig, daß er den Abstieg durch die Staubwasser des Falles nicht weiter zu fürchten brauchte.

Wohlbehalten kamen die Flüchtlinge aus dem Tale heraus auf das Plateau, wo das Apachenlager jetzt nur noch durch neun Krieger bewacht wurde. Da diese in ihrer Unruhe über das Schicksal der in die Grabhöhle Hinabgestiegenen jede Vorsicht außer acht ließen und zum meist am Rande des Abhangs sich aufhielten, konnten Felsenherz und Chokariga unbemerkt aus dem Zelte des großen Bären ihre Waffen holen und ebenso die des Polizeimeisters aus Tatwirus Belt mitnehmen.

Nicht viel schwieriger war es, den die Pferde bewachenden Krieger lautlos unschädlich zu machen.

Gegen elf Uhr abends konnten die vier Gefährten daher mit ihren Reittieren, ohne daß die am Abhang versammelten Apachen dies gewahr geworden wären, von dem Plateau durch eine nordwärts verlaufende Schlucht zunächst im Schritt sich entfernen. Nachher bestiegen sie ihre Pferde und erreichten am Morgen die letzten nördlichen Anhöhen der Guadalupe-Berge.

7. Kapitel.

Der Fluch des Goldes.

Hier lagerten sie den Tag über in einem steinigem Tale. Da sie darauf bedacht gewesen waren, eine möglichst undeutliche und schwer auffindbare Fährte zurückzulassen und da sie außerdem mehrmals all jene im wilden Westen üblichen Irreführungen eines Verfolgers angewandt hatten, um jeden über ihre Marschrichtung zu täuschen, durften sie hoffen, daß sie vorläufig vor den Apachen sicher waren.

Während Sancho und Tom Bid an diesem Lagerplatz sich sofort zum Schlafe niederlegten, während der Romanche freiwillig die erste Wache übernahm, ritt Felsenherz noch weiter nach Norden in die Prärie hinaus, da er feststellen wollte, ob seine Vermutung, daß die beiden Kohoten, die Brüder Samter, zunächst nach Norden geflüchtet waren, um dann erst nach Osten abzubleiben und den fernen Ansiedlungen zuzustreben, sich als richtig erweisen würde. Nach Süden durften sie sich nicht wenden, weil dort jetzt gerade die Apachen in den Prärien am Pecos ihre regelmäßigen Büffeljagden abhielten, was so gemiegten Desperados ja fraglos bekannt war. Es blieb ihnen also nur der Weg nach Norden offen, wenn sie eben so flug gewesen waren, nicht direkt

sich dorthin zu wenden, wo man sie vermuten konnte: jenseits des Becos nach Osten zu!

Felsenherz ritt in einem lehmigen, ausgetrockneten Flußthal dahin, dessen Boden durch die Sonne in eine braungelbe, steinharte Lene verwandelt worden war. Er hatte seinem edlen, schnellfüßigen Braunen die Hufeisen angelegt, damit diese Lederüberzüge auch nicht die geringsten Eindrücke zurückließen.

Das Flußthal erstreckte sich meilenweit bis an den Becos heran und verlief zumeist in östlicher Richtung. Die Dertlichkeit hier war dem Trapper nicht fremd. Schon einmal hatte er in dieser Gegend mit seinem roten Bruder Chokariga mit den Apachen einen harten Kampf ausgefochten.

An einzelnen Stellen reichten die Büsche und Baumgruppen, die die Ränder des Flußtales in freundlichem Grün leuchten ließen, bis in das ausgetrocknete Bett des nur im Herbst und Frühjahr mit Wasser gefüllten Geländeeinschnitts hinab. Sobald Felsenherz sich diesen grünen Gebüschzungen näherte, verdoppelte er seine Vorsicht.

Seine eigene Büchse hing geladen am Sattelknopf. Die bedeutend schwerere und auch bessere Jaguar-Büchse des weißen Häuptlings Juan aber hielt er schußbereit in der Rechten. Sie paßte für seine Körperstärke weit mehr, trug auch weiter und hatte sich als vorzügliche Waffe in seiner Hand bisher trefflich bewährt. Deshalb beabsichtigte er auch, dieses Beutestück aus dem Grabhügel des weißen Häuptlings für immer zu behalten.

Nachdem er dem Flußthale so etwa anderthalb Stunden lang nach Osten zu gefolgt war, fand er an einer Stelle, wo der Lehmboden noch einige Feuchligkeit

besaß, eine breite Fährte eines größeren Reitertrupps, der von rechts, von Süden her, in das Tal hinab und gen Osten weitergeritten war.

Trotz der nur schwer zu lesenden Spuren fand der blonde Trapper doch sehr bald heraus, daß hier ohne Zweifel der große War mit seinen Kriegern vor etwa zwölf Stunden auf der Verfolgung der den Brüdern Samter nachziehenden Navajos vorübergekommen war.

Er nahm dem Braunen jetzt die Hufeisen ab, ließ ihn oben am Talrande eine Stunde grasen, um ihm etwas Ruhe zu gönnen, und jagte dann im Galopp den Apachen nach. Kaum eine halbe Stunde später wurde das Flußthal bedeutend flacher und breiter. Hier drängte sich hoher Mißchwald bis an das trockene Bett des Präriestromes heran; hier gab es auch ein seeartiges Wasserbecken, in dessen Mitte eine flache, bewaldete Insel von etwa fünfzig Meter Durchmesser lag.

Der Wind strich von Osten herüber. Des blonden Jägers feine Nase spürte plötzlich den Geruch eines Holzfeuers. Sofort sprang er ab und führte den Braunen in ein dichtes Gebüsch hinein, band ihn fest und kroch dann am linken Talrande weiter. Er hatte für alle Fälle beide Büchsen mitgenommen. Eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß er sie vielleicht beide würde brauchen können.

Dann trug der Wind ihm ein paar gellende Hilferufe zu. Nein — nicht Hilferufe waren es! Das war das Angstgebrüll von Menschen, die sich in höchster Todesnot befanden.

Felsenherz vernahm nun auch mehrere Schüsse, die kurz hintereinander abgegeben wurden. Er beeilte sich

daher, näher an den Schauplatz dieses anscheinend recht erbitterten Kampfes heranzukommen.

Nach weiteren zehn Minuten hatte er das Ufer des langgestreckten Gewässers erreicht, lag jetzt in einem Grasstrüpp und hatte die Insel hier fünfzig Meter vor sich.

Staum warf er nun einen prüfenden Blick nach der Insel hinüber, als ihm vor Grauen alles Blut zu Kopfe schoß.

Dort in einer Richtung der bewaldeten Insel waren an sechs einzelne, dünne Erlen die Brüder Samter und vier Navajos festgebunden; dort tanzten die Apachen wie wahnsinnig in ihrem Blutrausche um die Gefangenen herum; dort feuerten jetzt ein paar junge Krieger abermals ihre Flinten auf die am Marterpfahle Stehenden ab.

Der eine Samter mußte getroffen worden sein, stieß abermals ein furchtbares Angstgebrüll aus und sank dann matt in seinen Fesseln zusammen. Der Kopf fiel ihm auf die Brust. Er war ohnmächtig geworden.

Einer der Apachen schwang schon mit geschwungenem Tomahawk zu, wollte dem Bewußtlosen den Schädel spalten.

Gewiß — die beiden Samter waren nur Desperados, waren nichts als weißes Gesindel! Und doch konnte Felsenherz hier nicht ruhig mit ansehen, wie sie von den Apachen abgeschlachtet wurden, zumal jetzt auch vier andere Apachen die offenbar schon durch Schüsse, Messerwürfe und Tomahawkhiebe schwer verletzten Navajos ebenfalls vollends abtun wollten.

Der Trapper hob die lange Jaguar-Büchse.

Gerade als der Apache dem älteren Samter so den Rest geben wollte, knallte ein Schuß.

~~~~~ 62 ~~~~~

Der Mote warf die Arme in die Luft und stürzte zu Boden.

Da — des anderen Samter Fesseln mußten sich wohl schon vorher gelodert haben. Er sprang plötzlich mit wilden Schreien dem Ufer der Insel zu, wo ein aus zwei Baumstämmen hergestelltes Floß lag.

Die Apachen waren durch den Schuß im ersten Augenblick so überrascht, daß sie den Flüchtling nicht früher gewahr wurden, bis dieser schon mit der Stoßstange das Floß dem Lande zutrieb.

Der große Bär hatte dann seine Büchse ergriffen, hatte auf Will Samter angelegt.

Felsenherz erkannte seinen alten Feind sofort. Die riesige Gestalt des Oberhäuptlings wurde ihm jedoch durch mehrere Apachen verdeckt, die sich jetzt in den See warfen, um dem Floße nachzuschwimmen.

So konnte er nur auf den Lauf der Flinte des großen Bären zielen; so konnte er um den Bruchteil einer Sekunde zu spät abdrücken.

Beide Schüsse dröhnten fast gleichzeitig über das Wasser hin. Die Kugel des Apachenhäuptlings ging Will Samter durch die Brust; die des Trappers aber zer- schmetterte den Lauf der Flinte des großen Bären.

Was dann geschah, spielte sich so blitzschnell ab, daß Felsenherz die einzelnen Vorgänge kaum richtig erfassen konnte.

Will Samter war auf dem Floße zusammengesunken — gerade über die mit den Goldkieseln angefüllten Felle, die auf dem Floße gelegen hatten.

Plötzlich raffte er sich mit letzter Kraft nochmals auf, wälzte die vier Goldsäcke einen nach dem andern von dem Floße herab in den See.

Als er den Leuten in die Tiefe beförderte, schoß ihn ein Blutstrom aus dem Munde. Er verlor den Halt, glitt gleichfalls ins Wasser, folgte so dem Golde, das ihn von Verbrechen zu Verbrechen und schließlich in den Tod getrieben hatte.

Inzwischen hatten auf der Insel die fünf übrigen Gefangenen unter den Tomahawks der Apachen ein rasches Ende gefunden. Ihre blutigen Leichen hingen nur noch zusammengekrümmt in den Lederriemen.

Felsenherz sah jetzt immer mehr der grimmigen Rothäute seinem Versteck zuschwimmen. Wollte er seinen Braunen noch erreichen, mußte er sie für einige Zeit zurückschrecken.

Und er nahm seine andere Büchse. Wieder zwei Schüsse. Zwei der Apachen hatten mit Kugeln in der Schulter schleunigst kehrt gemacht.

Der blonde Trapper beobachtete noch, daß auch die übrigen Schwimmer umkehrten. Schleunigst kroch er durch die Büsche davon, richtete sich dann auf, lief zu seinem Pferde und galoppierte von dannen. —

Nachmittags gegen sechs Uhr hatten die vier Gefährten den großen Bär und seine Krieger glücklich von ihrer Spur abgelenkt und wandten sich wieder jener Insel zu, wo das Gold der Bonanza nun auf dem Grunde des Sees ruhte.

Die fünf Leichen hingen noch in den Riemen an den Erlen. Tom Pick fand in Bill Samters Jagdrock eingnäht das von den Brüdern in Trenton geraubte Geld. Man begrub schnell die fünf Toten. Von den Navajos war allein der heulende Wolf entkommen. Bill Samters Leiche konnten die Gefährten nicht mehr finden. Sie stellten nur fest, daß der See dort, wo die Golde-

säcke versunken waren. Niejer als der längste Lasso war und daß die ungeheuren Schätze mithin vorläufig von Niemand herausgeschafft werden konnten.

Bei anbrechender Dunkelheit ritten sie dann dem Pecos zu. Hier trennten sich Felsenherz und Chofariga von Sancho und Tom Pick. Der Gambusino wollte mit dem Polizeimeister zusammen in die Ansiedlungen zurückkehren. Die zehn Goldkiesel in seiner Tasche ermöglichten es ihm später, sich eine kleine Farm zu kaufen, wo er als strebsamer und fleißiger Viehzüchter die blutige Zeit seiner Abenteuer als „Indianenfresser“ bald vergaß.

Der Trapper und der Romandje aber sollten sehr bald nochmals mit dem großen Vären und den Apachen zusammengerathen. Hierüber im nächsten Band.

Nächster Band:

Die beiden Trumms.